

Othello, Frieder und ich

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 13

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669118>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schon andern hatte erklären wollen. «Als Mensch habe ich eine Pflicht. Eine Pflicht zu haben ist etwas Schönes. Ich habe eine alte Mutter. Solange meine Mutter lebt, will ich für sie arbeiten. Wenn sie gestorben ist — dann könnt ihr mich einsperren

... in eine Irrenanstalt ... in ein städtisches Asyl. Dann kann ich ein Hundeleben führen.»

Und er klappte seinen Koffer zu, klemmte die Klappen ins Schloss und mühsam schleppend ging er zum nächsten Gartentor.

M.-L. Lüscher

OTHELLO, FRIEDER UND ICH

Als sich die fatale Geschichte mit Othello ereignete, befand ich mich in den beneidenswert grünen Jahren unter zwanzig und bewohnte ein Zimmer bei der Familie Perrig im Städtlein S. Frau Perrig, die sich bereits über die ersten grauen Haare ärgerte, war mit einem Mann verheiratet, der im Gegensatz zu ihr mit seinen Worten geizig umging. Er war Buchhalter einer kleinen Spar- und Leihkasse, und da er gleich gegenüber seinem Arbeitsplatz wohnte, also nur die Strasse zu überschreiten hatte, kam er täglich zu spät und klappte als letzter seinen Pultdeckel auf.

Das umgängliche Ehepaar war kinderlos. Es konnte mir nicht lange verborgen bleiben, dass die gute Frau, obschon sie immer wieder versicherte, was für eine Plage doch kleine Kinder seien, sich nach etwas Lebendigem sehnte. Und gewiss hätte die Geschichte mit Othello nicht geschehen können, wenn Frau Perrig die Mutterschaft nicht versagt worden wäre. Irgendwie musste sie doch ihr mütterliches Gefühl auswirken, nicht an mir, wie man am Ende boshaft mutmassen könnte, sondern an Othello. Othello aber war ein Kater — ein prachtvoller Kater übrigens, der seinem hochdramatischen Namen alle Ehre machte. Er war tiefschwarz befellt, kraftvoll und geschmeidig gewachsen, mit einem Wort: ein Prachtexemplar seiner Gattung.

Dieser Prachtkater hatte indessen einen an Katzen unverzeihlichen Fehler, er respektierte nämlich die hausfraulichen Tugenden seiner Gebieterin nicht. Sie war in bezug auf die häusliche Sauberkeit eine echte Schweizerin und hatte ihren Staublappen jederzeit in Griffnähe. Den Rest kann man sich nun schon ungefähr vorstellen. Othello scherte sich keinen Pfifferling um die ehernen Reinlichkeitssatzungen seiner Herrin und wenn er sein Geschäftchen zu besorgen hatte, war die Katastrophe auch schon da. Alle Gegenmassnahmen

blieben wirkungslos. Das Kistchen mit den täglich erneuerten Sägespänen wurde von Othello gemieden wie die leibhaftige Pest. Frau Perrig konnte wahre Arien des Zornes und der Verzweiflung singen — der Kater blieb taub. Die Geduld und Nachsicht der guten Frau wurde auf eine allzuharte Probe gestellt. Einerseits war sie in den bildhübschen Mohren vernarrt, andererseits verursachten ihr seine Kleckereien beinahe Nervenzusammenbrüche. Und schliesslich kam es wie es kommen musste: ihre hausfraulichen Tugenden überwogen und Othello sollte weichen.

An einem Abend erschien Frau Perrig vor meiner Zimmertür, klöpfelte zaghaft und trat ein. Nach einigen Präliminarien kam das Gespräch auf den Kater und bat sie mich mit bewegten Worten, ihr den bedauernswerten Schmutzfink doch um des Himmels willen aus dem Hause zu schaffen. Sie habe nun alles versucht, fast übermenschliche Geduld geübt, doch nun sei sie endgültig zur Einsicht gekommen, dass alle Mühe gewissermassen für die Katze gewesen sei, niemals würde sich Othello (sie hatte Tränen in den Augen) zu einem gesitteten Kater erziehen lassen, nur noch eines bleibe nun übrig ...

Ja, und dieses e i n e sollte ich also vollziehen. Ich habe die Tiere immer geliebt, liebte Katzen, und ihre verklausulierte Aufforderung zum Mord entzückte mich gar nicht. Gewiss, ich konnte ihr mein verständnisvolles Mitgefühl nicht versagen, aber niemals wollte ich derjenige sein, der den Kater vom Leben zum Tode beförderte. Zudem hatte ich Othello liebgewonnen und nie war es ihm eingefallen sich in meiner Klause auch nur die geringste Unreinlichkeit zu gestatten.

Schon wollte ich Frau Perrigs Bitte höflich aber bestimmt ablehnen, als mir Frieder einfiel. Frieder war auf dem Land aufgewachsen, hatte schon

Dutzenden von Katzen — bildlich gesprochen — das Lebenslicht ausgeblasen, und wie das auf dem Lande ungefähr gemacht wird, das weiss man ja. Mein Freund Frieder würde diese peinvolle Angelegenheit mehr oder minder human in Ordnung bringen; er hatte es «im Griff» und keinerlei Skrupeln.

Und wie ich es vermutet hatte, so war es auch. Frieder erklärte sich ohne weiteres bereit, und da ihm von Frau Perrig auch noch ein Henkerslohn zugesagt wurde, war er — wie ich mit gemischten Gefühlen bemerkte — sogar mit Freuden bereit, dem Leben des unglückseligen Othello ein Ende zu bereiten.

Es kam schon am folgenden Abend und pfiff im Treppenhaus die Anfangstakte eines idiotischen Schlagerliedes, das in jenem Jahr an allen Ecken und Enden gepfiffen und gesungen wurde und das mit den Worten begann: «Der Neger hat sein Kind gebissen . . . »

Dass Frieder im Treppenhaus diesen Schlager pfiff, fand ich sehr geschmacklos. Frau Perrig war ausgegangen, angeblich um wichtige Einkäufe zu besorgen. Ihr Todesurteil hätte sie gewiss mit bitterer Reue zurückgenommen, wäre sie Zeuge der nun folgenden Szene gewesen; der ahnungslose Delinquent nämlich näherte sich seinem Henker mit einer geradezu bestürzenden Ahnungslosigkeit. Er strich mit senkrecht gestellter Rute um seine Beine, schnurrte behaglich und legte sich zu meiner Qual sogar vor ihm auf den Rücken, sich wöllüstig drehend, wendend und seine warme Sympathie bekundend. Und da der grazile Schmeichler dem Geschmeichelten ebenfalls gefiel, sagte er, den Kater sachlich betrachtend: «Eigentlich ist es ja schade um den prachtvollen Kater . . . »

«Bringst du wirklich die Ruchlosigkeit auf, diesen Prachtskater zu ertränken?»

«Warum nicht?» erwiderte er lakonisch und öffnete dabei seinen Sack, den er vorsorglich mitgebracht hatte. Dann ergriff er den Kater behutsam und steckte ihn gelassen in den Sack. Auch eine Schnur hatte er mitgenommen und verschnürte die Oeffnung.

Othello, der Sorglose und zärtlich Zutrauliche, er rührte sich vorerst eine Weile überhaupt nicht. Das Verliess, in dem er plötzlich eingesperrt war, hatte ihn vermutlich völlig aus der Fassung gebracht. Er hatte ja auch die Arglist der Menschen noch nicht kennen gelernt. Dann aber begann er zu miauen, sich zu regen und zu bäumen. Er miaute herzerreissend. Ich hätte mir am liebsten

die Ohren verstopft, doch zu protestieren wagte ich nicht; man ist doch in solchen Augenblicken oft wie gelähmt.

Frieder nahm den Sack auf den Rücken, nicht anders als wenn Kartoffeln darin gewesen wären, und dann zogen wir los.

Othello beruhigte sich bald, nur von Zeit zu Zeit vernahm ich noch sein klägliches Miauen. Schliesslich wurde er still. Vielleicht, so bildete ich mir ein, hatte ihn der Schreck halb betäubt oder er hatte sich mit seinem traurigen Schicksal abgefunden.

Bis zum Fluss hatten wir eine schwache halbe Stunde zu marschieren. Mit jedem Schritt wurde mir unbehaglicher zumute. Was zum Kuckuck, hatte mir der arme kleine Kater denn angetan? Nichts. Im Gegenteil! Wie oft hatte er sich abends in mein Zimmer geschlichen, mich zärtlich schnurrend umschmeichelt, sich endlich mit unnachahmlicher Anmut hingelegt und mich unablässig mit seinen unergründlichen, goldgelben Augen betrachtet. Und jetzt begleitete ich ihn auf seinem letzten Gang! Hatte nicht ich seinen Henker bestimmt? Im Lenz seines Lebens sollte er nun elendiglich ersäuft werden, der glattfellige, leichtfüssige und hinreissend verspielte Kater.

«Eigentlich», begann ich zögernd, «ist es eine Gemeinheit, was wir da vorhaben, Frieder, ein gemeiner Mord. Was hat dir Othello getan?»

«Mir? Nichts. Aber wenn er doch ein Herumkleckerer ist, dann muss er eben sterben, das ist Katzenlos . . . »

«Hast du denn kein Herz?»

«Dummes Zeug! Es ist doch nur ein Kater und Kater gibt es mehr als genug. Dreimal im Jahr wirft die Kätzin Junge, und jedesmal gleich ein ganzes Nest voll, wenn man da alle leben lassen wollte, würden sie *uns* fressen! Hätte er nicht herumgemacht, dann könnte er lustig weiter schnurren. Es ist seine eigene Schuld.»

«Wer will da schon von Schuld reden!»

«Glaubst du etwa an die Seelenwanderung?» fragte Frieder nach einer Pause misstrauisch. «Hast du etwa Angst, ausgerechnet die Seele deines Ururgrossvaters umzubringen?»

Er höhnte noch! Und ich zählte ihn zu meinen Freunden! Der Fluss kam näher. Frieder blickte sich suchend um. Kein Zweifel: er suchte einen Stein! Und um das Mass nun voll zu machen, begann Othello sich plötzlich wieder in seinem Sackverliess aufzubäumen. Er miaute von neuem kläglich; es ging mir durch Mark und Bein.

Gewiss, es war eine lächerliche Geschichte. Was bedeutet schon ein Katerleben, wenn Menschenleben kaum noch etwas bedeuten! Doch diese Phrase hatte mir nie recht in den Kram gepasst.

Und da waren wir bei der Brücke, und Frieder hatte einen Stein von mindestens fünf Kilo Gewicht gefunden. Auf einmal wurde ich beredsam wie ein Anwalt vor einem grossen Auditorium; ich plädierte für das geringe Leben Othellos. Mit bewegten Worten beschwor ich Frieder, die Exekution nicht zu vollziehen. Es gebe doch eine andere Möglichkeit, ihn loszuwerden. Warum ihn nicht seinem Schicksal überlassen? Irgendwie würde er sich schon zurechtfinden und eine neue Heimat suchen. Es könne ihm, Frieder, doch gleichgültig sein, ob er den bedauernswerten Kater ersäufe oder aussetze wie ein Findelkind. Ob er wahrhaftig an diesem schuldlosen Geschöpf zum Mörder werden wolle?

Frieder stutzte. Kein Mensch hört es gern, wenn man ihn Mörder nennt. Es war mir geglückt, sein Gewissen zu erregen. Und dann sagte er endlich zögernd: «Meinetwegen, wenn du meinst, mir kann es ja egal sein, ob der Kater ersäuft wird oder ob er verhungert. Und ein Mörder», setzte er sich drohend zur Wehr, «ein Mörder bin ich nicht, lass dir das in aller Freundschaft gesagt sein, aber du hast eine Art, die einem zum morden verlocken könnte!»

Ich amete erlöst auf. «Du bist doch mein allerbestester Freund, Frieder», sagte ich, «und ein Herz für arme Kreaturen hast du auch, wenn es sein muss.»

Wir beschleunigten unsere Schritte, hatten die Brücke bald hinter uns, und dort, im ansteigenden Rebengelände, dort setzten wir Othello aus. Er war inzwischen dunkel geworden. Mit einem jähen Satz sprang der Kater aus dem Sack und hielt erst wieder in einiger Entfernung schreckerstarrt und zusammengeduckt an.

«Komm! Lauf!» rief ich, und wir begannen zu laufen, als ob der Leibhaftige selber hinter uns her gewesen wäre.

Wir hielten erst wieder an, als wir keinen Atem mehr fanden. Ich fühlte mich nicht gerade behaglich in meiner Haut. War es denn humaner, den Kater seinem Schicksal zu überlassen, ihn am Ende

einem grauenhaften Hungertod auszusetzen? Indessen tröstete ich mich schliesslich mit der Binsenwahrheit, dass Katzen sieben Leben besitzen und Othello sich schon durchschlagen werde.

In den ersten Tagen nach seiner Aussetzung wollte das Unbehagen allerdings nicht geringer werden. Frau Perrig wagte ich kaum in die Augen zu blicken, und ich ging ihr nach Möglichkeit aus dem Wege. Allerdings schien auch sie aus durchsichtigen Gründen unnötige Unterhaltungen zu meiden. Als ich jedoch am vierten Tag nach der Aussetzung abends meine Klause aufsuchte, erwartete mich Frau Perrig eigentümlich «aufgelöst». Sie hatte verweinte Augen, und als ich sie, dunkler Ahnungen voll, betreten fragte, was denn geschehen sei, da hörte ich als Antwort ein mir nur zu bekanntes Miauen. Hinter der gerührten Frau erschien ein übel zerzauster, rabenschwarzer Kater, der mich mit offenkundigen Zeichen von Wiedersehensfreude begrüßte und mit hochohenem Schwarz schnurrend um meine Beine strich.

Frau Perrig wagte ich kaum in die Augen zu blicken. Schliesslich aber stammelte ich doch etwas von rätselhaften Zufällen und den zähen sieben Leben des Hauskatzen geschlechtes, doch als ich spürte, dass mich die gute Frau durchschaute, hielt ich mit einem vollen Geständnis nicht mehr zurück.

Frau Perrig lächelte nachsichtig und verständnisvoll. Dann schüttete auch sie ihr Herz aus, und wenn der geneigte Leser sich an den Anfang dieser Geschichte erinnert, dann kann er sich ausmalen, wie lange das gedauert hat. Der langen Rede kurzer Sinn war jedenfalls der, dass sie ihr Todesurteil bitterlich bereute und den Kater trotz seiner gelegentlichen Ungezogenheiten vermisst habe.

Damit ist nun freilich die Geschichte vom Kater Othello noch nicht zu Ende. Ihre tiefere Bedeutung erhält sie erst durch den Umstand, dass Othello von diesem Tage an der sauberste und wohlzogenste Kater war, den man sich nur denken kann. Er hatte sich der Herrin des Hause unterworfen. Ein Wunder war geschehen, nicht leicht zu erklären doch soll man ja auch Wunder nicht immer erklären wollen.

Von Peter Kilian